

24]

## Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von S. Skjoldborg.

Drinnen in der Scheune steht Kirsten Sows in der Heubodenöffnung und nimmt aus Pers Wagen das Heu entgegen. Sie schüttet, daß die Tropfen herunterfallen, und die graugesprenkelten Haarsträhnen kleben an ihrem Gesicht. Um sie herum türmt sich das Heu hoch auf.

Der Verwalter sieht, daß die anderen Wagen, die in einer langen Reihe hinter Per halten, beinahe abgeladen haben, und er ruft daher hinauf zu ihr: „Tummelt Euch mal ein bißchen, Alte!“

Per blickt finster auf ihn herab und sagt, der Verwalter wisse wohl, daß Kirsten gestern gefallen sei und ihren einen Arm verlegt habe.

„Was zum Teufel schert Sie denn das!“

„Recht und Unrecht geht uns alle an!“ antwortet Per fest.

„Mir scheint, Sie befassen sich mit Dingen, die für Sie noch verhängnisvoll werden können, Per Holt!“

„Das wird sich zeigen!“

Der Verwalter öffnet halb den Mund, als wolle er fragen, was das zu bedeuten habe. Aber als würde ihm plötzlich etwas klar, bricht er ab und geht die Wagenreihe hinunter, wobei er die Beobachtung macht, daß der Ausdruck der Männer ganz anders ist als sonst.

Vor dem Scheunentor hält er an und stößt den Stock auf die Erde. Grübelnd schaut er vor sich hin und flüstert: „Was bereitet sich hier vor!“

Der große Paul kommt aus der Schmiede mit einer großen Heugabel direkt auf ihn zu.

„Hören Sie, Paul, Sie sind ein älterer, vernünftiger Mann, was ist denn eigentlich hier auf dem Gut los?“

„Ich weiß von nichts. Aber alles hat ja seine Zeit, Herr Verwalter!“

„Was meinen Sie damit?“

„Gar nichts!“ antwortet Paul und lacht in seinen Bart. So ist es überall, wohin der Verwalter an diesem Vormittag kommt. Es ist, als wäre die Luft mit irgend etwas geladen.

Um die Mittagszeit sondert sich Tammes, der Vorknecht, ab. Er will augenscheinlich nicht mit den anderen zusammen sein.

Der Verwalter sucht ihn auf. „Hören Sie, Tammes, was ist denn eigentlich los? Es gibt hier irgend etwas!“

„Ich weiß von nichts, gar nichts,“ antwortet Tammes ängstlich und vorsichtig.

„Per Holt will wohl irgend etwas in Szene setzen — wie?“

„Ich halte mich außen vor, da weiß ich doch, daß ich nichts damit zu tun habe!“

„Dachte ich mir's doch!“ Der Verwalter entfernt sich.

Am Nachmittag gehen der Kammerherr und der Verwalter eine Weile zusammen.

„Ich glaube, sie streifen, Herr Kammerherr!“

„Streifen? Das können sie ja nicht, mein Lieber, da sie der Gesindeordnung unterworfen sind.“

„Darauf werden sie wohl keine Rücksicht nehmen.“

„Nein, Rücksicht nehmen die ja sicher nicht! Na, nun soll das also wieder losgehen! Dieser verdammte Sozialismus! Ja, es ist wirklich sehr bedauerlich, Sörensen, daß dieses moderne Gift das hübsche Verhältnis, das immer hier im Stammhause geherrscht hat, untergräbt und das ruhige Glück und die Zufriedenheit dieser armen Menschen zerstört. Sehr bedauerlich!“

„Keiner hat ja direkt etwas gesagt, aber ich kann es an hundert Kleinigkeiten merken, und ich kann es ihnen ansehen.“

„Ja, ja, jawohl! Aber das kommt doch recht ungelegen in dieser Jahreszeit.“

„Ach, die drohen nur, um den Kammerherrn zu zwingen.“

„Zwingen, ja zwingen — das ist eben diese widerwärtige Art und Weise!“

„Wenn aber der Kammerherr tut, als wäre es ihm ganz gleichgültig, ob sie bleiben oder gehen, dann werden sie bald einer nach dem anderen ankommen und betteln, ob sie bleiben dürfen.“

„Glauben Sie?“

„Ja, ich kenne sie; sie sind ja wie Kinder.“

„Da haben Sie wirklich recht, Sörensen, ganz wie Kinder.“

„Wer ist der Anstifter?“

„Das ist dieser Per Holt.“

„Gut! Er soll fort. Er muß unter allen Umständen fort! Ist er sonst ein tüchtiger Arbeiter?“

„Das ist er. Aber seit dem Unglück mit den Kindern hat er sich auf den Sozialismus geworfen.“

„Ja, diese Geschichte mit den Kindern war ja dumm — aber die Kätnerfrauen sind auch merkwürdige, unordentliche und gleichgültige Geschöpfe. Daß sie nicht besser aufpassen!“

„Das Schlimmste ist ja, daß die Frau jetzt ganz unbrauchbar ist.“

„Ja, aber wir haben ja eine ausgezeichnete öffentliche Versorgung, Sörensen!“

„Na, das ist fürwahr nicht zu viel für ihn!“

„Nein, er soll fort, ich will doch mal versuchen, dieses Gift mit der Wurzel auszuröten. Warten wir also ab, was daraus wird. Es wird mich doch interessieren, zu sehen, ob diese Leute, die seit vielen Jahren hier im Stammhause Unterkunft gefunden haben, wirklich Ernst machen. Na! Wir nehmen sie also überlegen, von oben herab!“ lächelt der Kammerherr, grüßt leicht im Fortgehen und wendet sich dem weißen Gitter zu, wo um das alte Schloß herum Bierlichkeit und Stille herrscht.

„Ach ja, Sörensen!“ Der Kammerherr dreht sich um.

„Wollen Sie dafür sorgen, daß der Zimmermann die linke Schleuse des Fischparks nachsieht. Ich kann nicht begreifen, wo die Karaschen bleiben.“

Abends, als die Gäusler auf dem Heimwege den tief ausgeprägten Steig gehen, und Per Holt die kleinen Arbeiterhäuser vor sich liegen sieht, und die Lappen, die auf den Büschen davor zum Trocknen aufgehängt sind, wirft er einen Blick auf Schloß hinüber und sagt: „Wenn der Kammerherr uns nicht nötig hätte, glaubt Ihr denn, er würde erlauben, daß diese Baracken hier mit unserm armseligen Kram ihm gerade vor der Nase lägen?“

Und nach einer Weile bemerkt Palle, der in seinen allzu kurzen Hosen einhertrottet: „Wenn der Sozialismus durchgeht, dann darf er nicht länger in seinen großen Stuben herumspazieren, der Bursche!“

„Es ist ja nicht sicher, daß es so zugehen wird, Palle!“ antwortete Per Holt lächelnd.

„Ja, dann wird 'ne andere Zeit kommen, das will ich meinen, he!“

Bevor sie sich trennen, sagt Per mit einer Stimme, die wie ein Appell klingt, und so laut, daß die Häusermauern den Schall zurückgeben: „Wir sind also einig alle miteinander?“

„Ja!“ antwortete es im Chor.

17.

Am nächsten Mittag stehen drei, vier Gäusler an der Ecke des Meiereigebäudes. Sie scheinen nicht nach Hause gehen zu wollen. Dagegen sehen sie sich um, teils ängstlich, als fürchteten sie, entdeckt zu werden, teils als erwarteten sie jemand.

Dann gefellte sich noch einer, dann zwei und dann noch einer zu ihnen. Und dann kommt Per Holt.

Alle Gyldholmer Gäusler versammeln sich zu einem Haufen, und je mehr der anwächst, desto dreister wird die Haltung des einzelnen.

Sie sind alle gekommen mit Ausnahme von Tammes, der sich überhaupt nicht sehen läßt.

Dagegen zeigt sich der Leiter der Meierei in der Tür und hinter ihm ein paar Mädchen, die große, erstaunte Augen machen. Der Jäger kommt aus dem Gyldholmer Waldäben und geht zur Schmiede, wo er und der Schmied die Köpfe zusammenstecken und tuscheln, während sie zu den Gäuslern hinüberblicken.

Die Schar setzt sich, nach dem weißen Gitter zu, in Bewegung. Per öffnet die Pforte.

Und so überschreiten die Gyldholmer Gäusler zum erstenmal in ihrem Leben die feine scharfe Linie, die die Grenze bildet zwischen ihrem Leben und dem Leben des Kammerherrn.



Unwillkürlich gehen sie vorsichtig auf den mit Kies bestreuten Wegen; sie blicken verstohlen die großen Mauersflächen hinauf, als sei alles viel größer, als sie es sich vorgestellt hatten, und je näher sie dem Schlosse kommen, um so tiefer scheinen sie beim Gehen in die Knie zu sinken.

Per Holt, der große Paul, Jakobus und einer der neuen Häusler lassen ihre Holzschuhe draußen auf den Treppentufen stehen und gehen hinein zum Herrn, während die anderen draußen warten.

Sowohl Paul als Jakobus sind grauhaarige Männer, aber sie werden geradezu blaß, während sie durch die mit Bliesen getäfelte, großartige Vorhalle gehen.

In dem mit Bildern und Teppichen überreich ausgestatteten Zimmer des Kammerherrn ruht dieser selber auf einem türkischen Divan, eine Zigarre rauchend und die Zeitung lesend. Zu seinen Füßen liegt ein prächtiger Kötter, der sich beim Eintritt der Häusler knurrend halb aufrichtet, bis ein beschwichtigendes Wort seines Herrn ihn beruhigt.

Per Holt ergreift das Wort: „Wir kommen im Auftrage der Häusler, um den Kammerherrn um eine Zulage von fünfundsanzig Vere zu unserem Tagelohn zu bitten!“

Der Kammerherr sieht gleichgültig von seiner Zeitung auf und antwortet: „Das kann ich nicht, mein guter Mann!“

„Dann haben wir beschlossen, daß wir alle miteinander wegziehen wollen!“ sagt Per Holt fest.

Der große Paul und Jakobus werfen gleichzeitig einen Seitenblick auf das Gesicht des Kammerherrn, um die Wirkung dieser Worte zu beobachten.

Der Kammerherr antwortet aber nur, indem er die Zeitung wieder aufnimmt: „So, das haben Sie beschlossen.“

Und dann wird es mit einem Male so ganz unheimlich still.

Paul und Jakobus blicken Per an, der mit den Augen blinzelt, als dächte er eifrig nach. Sie fangen an, unruhig zu trippeln und Paul krümmt seine großen, knöchigen Finger. So vergehen vielleicht sechzig Sekunden.

Endlich blickt der Kammerherr auf und fragt: „Wollen Sie noch etwas?“

„Der Kammerherr will also nicht fünfundsanzig Vere zulegen?“

„Darauf habe ich ja bereits geantwortet, Mann!“ sagt der Kammerherr und blickt Per Holt fest an.

Langsam entfernen sie sich.

Sobald sie auf der Treppe sichtbar werden, gleitet eine niedergeschlagene Stimmung, wie eine Wolke der Enttäuschung, über die Bißge der wartenden Kätner.

„Er will nicht!“ sagt Per auf ihre fragenden Blicke hin.

Der große Paul steckt mit unsicher tastenden Bewegungen seine Füße in die Holzschuhe und fügt hinzu: „Nein, ihm ist es ganz egal.“

„Er tut jedenfalls so,“ bemerkt Per Holt.

Erst, nachdem sie das weiße Gitter passiert haben, fangen sie an zu reden.

Krån Sows zerbeißt seinen Kautabak: „Nein, diese Art Leute sind nicht so leicht zu nehmen!“

„Wir hätten bis zur Erntezeit warten sollen, dann hätte er darauf eingehen müssen.“ Das meint Jakobus.

„Na, aber was will er machen, wenn wir nun alle miteinander fortziehen — das möchte ich wohl sehen!“ sagt Niels Kön pfiffig.

Nur ab und zu fällt ein Wort. Meistens gehen sie schweigend weiter.

Krån Sows räuspert sich. „Das ist natürlich zu simpel für so einen, sich uns ändern zu süßen.“

Der rote Jens blickt Per mit schadenfrohem Augenblinzeln an: „Mir scheint, Du hast uns einen netten Eierfuchen angerührt!“

Per Holt hält halbwegs inne, hebt den Kopf, blickt frei im Kreise umher und fragt: „Waren wir nicht einig?“

„Ja, das waren wir, weiß Gott!“ antwortet der große Paul.

Darauf gehen sie wieder eine Weile schweigend weiter, bis Niels Kön bemerkt: „Es könnte doch wohl sein, daß er bis Abend seinen Sinn ändert!“

Wie die Reihe der Häuser erreicht ist, sagt Per: „Das weiß ich gewiß, schlechter als wir es hier haben, können wir es nicht leicht kriegen und jetzt, wo die Ernte vor der Tür steht, gibt es ja Arbeit genug. Und dann dürfen wir auch nicht vergessen, daß unsere Sache auf keine andere Weise vorwärts kommen kann.“

(Schluß folgt.)

## Der Silberfuchs.

[Schluß] Kanadische Erzählung von J. A. Mott.

Bald bittend, bald drohend, ergatterte er hier und da ein bißchen Mehl, Tee und einige Nahrungsmittel, um sich während einer zweiwöchigen Jagd lärglich zu ernähren. Es wurde schon spät und der Trapper verbrachte daher die Nacht in Michels Hütte. Am andern Morgen war der Boden mit dickem Schnee bedeckt. Er schnallte die Schneeschuhe an und zog aus, um den Silberfuchs aufzuspüren.

Der Weg war weit und mühselig, und die Kälte drang durch Mantel und Bein. Das weiße Schneefeld war mit Spuren bedeckt, die sich bis tief in den Wald hineinzogen.

Schritt vor Schritt erreichte Sebat den Sumpf, an dessen Rande er kampierte. Er aß ein paar Bissen und schlief dann ein, doch weckte ihn häufig ein Windstich. Der Mond ließ sein bleiches, geheimnisvolles Licht auf dem Schneefelde spielen, von dem sich große, dunkle Schatten abhoben.

Als er so schlief, näherte sich ein Fuchs. Von der Stille ermuntert, kam das Tier bis nahe an die Asche. Regungslos, den Kopf erhoben und die Ohren gespitzt, blieb es forschend stehen. Das Silberkleid des Fuchses spiegelte die Mondstrahlen wider, die durch die Tannenzweige über ihn glitten. Er witterte nach oben, nach unten und verschwand dann geräuschlos.

„Ha, bei Gott, ein Fuchs!“ Diesen Ausruf wiederholte Sebat, als er am nächsten Morgen erwachte und seine Schlingen auf die Fährte legte.

Den ganzen Tag arbeitete er. Unten am zugefrorenen Fluß versteckte er drei Schlingen so geschickt im Schnee, als sei er gar nicht angerührt worden. . . er schüttelte ihn von den Ästen herab auf die Felle, deren hervorstehender Köder das Tier anlocken sollte.

An andern Stellen legte er Schlingen für Edelmarkder und Zobel, dann ein wenig weiter eine für Renntiere.

Als er ins Lager zurückkehrte, knirschte der Schnee unter seinen Füßen, während er leise mit sich selbst sprach:

„Dieser Murcheson! Verdammter Spitzhübel! Nicht für achtzehn Dollar soll er meinen Pelz haben. Nein, ganz bestimmt nicht!“

Seine Stimme verlor sich in dem Geräusch des Schnees, der von den Ästen fiel, an die er im Vorbeigehen stieß.

Am nächsten und übernächsten und ebenfalls am dritten Tage sah er die Falken nach, doch stets mit dem gleichen Resultat — er fand nichts.

Zuweilen war der Köder verschwunden, und das war böß, denn er hatte davon nicht allzuviel. Dann wieder fand er die Schlingen zugezogen, ohne daß etwas darin war — die Eisenbäden waren leer. Sein Proviant ging immer mehr auf die Reize. Um mit dem Vorrat zu sparen, aß er nur einmal täglich.

„Morgen muß ich mich auf den Rückweg machen!“ seufzte er traurig.

Da kam ihm ein Gedanke:

„Guter Gott, der arme Sebat hat nichts mehr auf der Welt als nur sein Kennchen und sechs Kinder. Er will sie nun besuchen, er will es. Zum Teufel ja, deshalb muß er unbedingt den Silberfuchs fangen!“

Damit schlief er ein.

Kosig und still stieg die Morgenröte herauf. Doch der Wind war schneidend. In diesem tiefen Schweigen kam der Tag.

Sobald es hell wurde, ging Sebat zu dem Sumpf — es war sein letzter Besuch.

Er blickte um sich — da ganz in der Nähe gewahrte er einen schwarzen, regungslosen Körper, der mit den Hinterbeinen in seiner Trappe hing.

„Der Fuchs, der Silberfuchs!“ rief der Mann freudetrunken aus. Mit großen Sähen sprang er hinzu. Das Tier war tot, schon erstarrt, doch das Pelzkleid war ganz unterseht. Nirgends ein Blutstropfen. Jedes Haar zeigte eine makellose Silberspitze. Der übrige Pelz war von völlig reinem Grau von gleichem Ton. Die Augen waren halb geschlossen, glasig, in den Höhlen erstarrt. Verwundert, fast erschrocken von der Herrlichkeit des Janges, öffnete Sebat die Felle der Felle, die leise knakte. Er nahm den leblosen Körper und eilte wie ein Irrensinniger ins Lager. Dort setzte er sich, den Fuchs in den Armen haltend, und weinte wie ein Kind.

„Ah, jetzt kann ichs Kennchen wiedersehn! Mein Kennchen wiedersehn! Sie geben mir hundert Dollar dafür! Hundert Dollar!“

Zwei-, dreimal wiederholte er diesen Ausruf.

Dann aber mußte er daran denken, daß er nicht gegessen hatte, und sein ganzer Vorrat aufgezehrt war. So packte er denn seine Sachen zusammen, lud den Fuchs auf die Schulter und machte sich auf zum Fort.

Hungrig und todmüde, mit wunden Füßen, doch so glücklich und triumphierend langte er in der Nacht an.

„Nun, Herr Murcheson,“ sagte er gerührt, indem er den Fuchs andächtig auf die Theke legte, während er mit zarter Hand den Pelz glättete, der selbst noch beim Licht der Kerzen das Auge blendete.

Mit gierigen Blicken liebte der Faktor den Pelz. Sein Ge-



sicht leuchtete begehrend auf und er wiederholte die Prüfung noch aufmerksamer.

„Dreißig Dollar!“ sagte er, indem er die Hand ausstreckte, um das Tier wegzunehmen.

Sebat war ganz verblüfft und verstand ihn nicht. Bestürzt starrte er den Schottländer an.

„Dreißig Dollar . . .“ wiederholte Sebat mechanisch.

„Natürlich, mein Wertester, das ist ein schönes Stück Geld, nicht wahr?“

Der Trapper fuhr jäh zusammen. Enttäuscht fiel er aus allen Himmeln — er stieß die Hand zurück, die den Fuchs an sich zog, den Silberfuchs, der ihm und Kennuchen gehörte. Erbebend wich Murcheson zurück.

Das Blut kochte in Sebats Adern, und er verwünschte den Faktor und die ganze Gesellschaft.

„Spießbuben! Verhungern laßt Ihr die Indianer! Sie müssen ins Gras beißen! Ihr Hab und Gut und selbst das Leben raubt Ihr ihnen! Ich nehme ihn mit, den Fuchs, und bekomme meine hundert Dollar dafür. Natürlich, Ihr . . . Ihr . . . Ah, verdammt!“

Er brüllte es förmlich. Und mit einem Satz ergriff er den Fuchs und lief wie ein Wilder davon.

Er eilte zu Michel, dessen Hütte düster dalag. Er trat ein, doch blieb er zuckend stehen — das Herz klopfte ihm mit mächtigen Schlägen. Alles still, und niemand da . . . Nichts als Schweigen. Er hatte Hunger und sank erschöpft hin.

Dann hüllte er den Fuchs in seinen Rock und versteckte ihn, ging hinaus und lenkte seine Schritte wieder zu dem Magazin.

„Gibt mir etwas zu essen. Ihr sollt alle meine anderen Felle haben!“

Murcheson stieß ihn zurück.

„Scher Dich fort, Du hast mich bedroht. Hier gibt es nichts für Dich, Du Hund!“

Sebat zog wieder ab.

Von Ort zu Ort suchte er nun, genügend Lebensmittel für seine neue Reise zu erhalten. Es waren zweihundert Meilen, die er zurückzulegen hatte. Doch überall bekam er die gleiche Antwort und wurde abgewiesen. Murcheson mußte den Indianern wohl Bescheid gesagt haben, die nun nicht wagten, seinen Befehl zu mißachten.

In Michels Hütte fand er eine vertrocknete Brotkruste, hart wie Holz. Doch was machte das? Er verschlang sie, selbst wenn er sich die Zähne daran ausbeißen sollte.

„Bei Gott, ich mache mich dennoch auf den Weg! Drei Tage werde ich wohl hungern können . . .“

Den Fuchs wütern Arm und die Schneeschuhe an den Füßen, folgte er dem Pfade, den andere vor ihm gebahnt hatten.

Trotz des immer größeren Schmerzes, den ihm die Schneeschuhe verursachten, trotz der Pein des Hungers in seinem Leibe marschierte er, ohne Rast zu machen.

Klärer und beruhigender kam der neue Tag. Auf einmal aber begann es wieder zu schneien, lebhafter und dichter. Der Schnee fiel jetzt in großen Flocken, und das Nieseln klang ihm unheimlich im Ohr. Und das Knarren der Schneeschuhe war ihm nicht weniger unheimlich.

Trotzdem aber blieb er nur stehen, wenn er den Fuchs anders tragen wollte und ihn von dem rechten auf den linken Arm lud, da ihn die Kleider steif wurden.

Plötzlich ließ er einen bangen Blick über den Weg schweifen — eine unübersteigbare Anhöhe redete sich vor ihm empor.

„Ich weiß, wo es hingehet,“ murmelte er, und wendete sich nach links.

Ohne Rast und Ruhe arbeitete er sich vorwärts — mit gefetztem Kopf, durch den blendenden Schnee, der ihm das Gesicht peitschte, denn der Wind trieb ihn immer erbitterter vor sich her. Er wendete sich nach rechts, nach links, unsicher und tastend, als hätte er keine Augen zum Sehen.

Endlich sah er ein, daß er sich verirrt hatte, und regte sich nicht mehr.

Ningsum rieselte der Schnee herab und deckte ihn zu. Der Wind heulte in der Einsamkeit. Der Tag neigte sich und schwand unmerklich. An allen Gliedern zitterte der Mann.

In der Ferne, doch in dem weißen Schneegestöber nur hin und wieder sichtbar, gewahrte er in schwachen Linien einen Hügel.

„Da muß ich hin und sehen, wo ich bin . . .“ murmelte er mit heiserer Stimme.

Schleppenden Schrittes wandte er vorwärts. Er wankte und glitt aus, und suchte den Abhang zu erklimmen und den Gipfel zu erreichen. Langsam und mit großer Mühe richtete er sich auf, arbeitete sich ein wenig vorwärts und schlug abermals hin. Und wieder richtete er sich auf, doch nahm die Erschöpfung zu. Und wieder stürzte er . . .

Der Schnee schnitt ihm in die Wangen und glitt ihm in den Naden. Mit einer Hand, dann mit den Knien stützte er sich auf den Boden. Den Fuchs schmach an sich rüdend, kroch er vorwärts — er raffte alle seine Kräfte zusammen, um den Gipfel zu erreichen.

Eine kräftigende Wärme stieg in ihm auf.

„Ach, ich bin müde!“ seufzte er mit erloschener Stimme, und sank nochmals hin.

Eine Starre befiel seinen Niesenkörper. Gebrochen streckte er sich hin und regte sich nicht mehr.

„Ah, verflucht! Ich will weitergehen, ich will . . .“

Er holte Luft und suchte sich zu bewegen. Doch es war unmöglich — sein Körper gehorchte dem Willen nicht mehr. Die Schwäche nahm Ueberhand. Der Geist verlor alle Energie.

„Ah, ich muß hier sterben, ja, hier sicherlich. So allein . . .“

Er zog den Fuchs an sich — sein Pelz war weich und warm.

„Kennuchen, Kennuchen . . .“ murmelte er leise, ganz leise. „So viele kleine Kinder . . .“

Es schneite und schneite . . . Die Flocken bedeckten den Trapper, der sich nun nicht mehr regte. Zuerst hüllten sie ihn in ein Leichentuch, dann begruben sie ihn nach und nach in ihrem weißen Staum.

Sald verschwand die ganze Gestalt. Die Schneedecke glättete sich. Der Wind jagte noch immer dahin, und die Wolken ballten sich am Himmel . . . (Uebersetzen von G. Heffe.)

## Technische Rundschau.

Automatische Eisenbahnkupplungen. — Optisches Glas.

Ein sozialhygienisches Problem ersten Ranges ist die Frage der Einführung automatischer Kupplungen im Eisenbahnbetrieb. Die Zahl der Menschenleben, die im internen Eisenbahnbetrieb, vor allem beim Rangieren, zu Grunde gehen, ist ja bei weitem größer als die der bei größeren Unfällen getöteten, obwohl das Publikum ja diese vor allen Dingen beachtet. Aber Kenner der Verhältnisse forderten seit jeher die Einführung der automatischen Kupplung. So z. B. schon 1898 das Handbuch der Hygiene, herausgegeben von Dr. Th. Weyl. Auf den gleichen Standpunkt stellte sich 1908 der Internationale Verband für gesetzlichen Arbeiterschutz gelegentlich seiner Versammlung in Lausanne. Dieser Beschluß wurde von dem damaligen französischen Eisenbahnminister Millerand als Vorsitzenden der französischen Sektion unterzeichnet. Ebenso hat 1900 der Technische Ausschuß des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen dringend den Uebergang zur automatischen Kupplung empfohlen und sowohl die technischen wie die wirtschaftlichen Schwierigkeiten als nicht unüberwindlich bezeichnet. Und in den Vereinigten Staaten hat man die Einführung durch Gesetz erzwungen, ebenso in Argentinien. Ein Gleiches steht in Brasilien bevor.

Wie weit sind wir nun? Fast noch da, wo wir vor langer Zeit standen. Bekannt geworden sind über 2000 Konstruktionen, doch haben es die wenigsten auch nur zu einer wirklichen Erprobung im praktischen Betriebe gebracht. Denn eine Erprobung ist es nicht eigentlich zu nennen, wenn einige Waare von Güterwagen damit versehen werden, dies gibt kein richtiges Bild des Verhaltens im Betriebe. Dazu müssen einige hundert oder tausend Exemplare eingebaut und beobachtet werden. — Die amerikanischen Konstruktionen, die an sich ganz vorzüglich sind, scheinen für europäische Verhältnisse tatsächlich nicht verwendbar zu sein, da sie viel zu schwer sind. Wirklich gründlich durchprobiert werden in Europa nur zwei Kupplungsarten, die des Ingenieurs der französischen Staatsbahn, L. Voirault, und in Deutschland die der Eisenbahndirektion Saarbrücken. Beide stimmen, obwohl ganz unabhängig von einander entworfen, in den leitenden Gedanken überein. Hier wie dort werden beim Zusammentreffen zweier Wagen ein paar senkrecht stehende Niegel ausgelöst, die vermöge ihres Gewichtes in die Verschlüßstellung gebracht werden, wobei sie entweder durch die Stuppelösen des anderen Wagens hindurchtreten (Voirault) oder hinter eine Kasse des Stuppelbolzens fassen (Saarbrücken). Die Saarbrückener Kupplung hat noch eine Einrichtung, durch die beim unbeabsichtigten Zusammentreffen zweier Wagen eine Verbindung verhindert wird. Beide Kupplungen haben die wesentliche Eigenschaft, daß die Konstruktion möglichst einfach ist, sodas sie gegenüber den im Eisenbahnbetrieb nun einmal unvermeidlichen Stößen usw. keine allzu große Empfindlichkeit aufweisen. Der größte Vorteil des beiden gemeinsamen Systems ist aber, daß sie die auf etwa 15 Jahre geschätzte Uebergangszeit bei der Einführung automatischer Kupplungen vollständig zu vermeiden gestatten. Denn sie können entweder fest eingebaut oder auch lose in den Zugwagen eingehängt und abwechselnd mit der gewöhnlichen Schraubenkupplung verwendet werden. Werden sie nicht gebraucht, so hängen sie einfach herunter. Auf diese Weise könnte man in sehr kurzer Zeit die automatische Kupplung allgemein einführen, es brauchen damit nur die neuerbauten Wagen mit fest eingebauter Kupplung versehen zu werden. Da die Versuche recht günstige Ergebnisse gezeitigt haben, ist eigentlich nicht einzusehen, warum die Eisenbahnen noch immer mit der Einführung zögern.

Die Geschichte des Glases ist ganz merkwürdig. Eines der ältesten Produkte der Hüttenkunde — die ägyptischen Funde beweisen zweifellos, daß das Glas seit mehr als vier Jahrtausenden bekannt ist — ist es doch bis vor zirka 25 Jahren nahezu auf dem Standpunkte stehen geblieben, den es schon vor langer Zeit auf empirischem Wege erreicht hatte. Im Laufe der letzten Jahrhunderte kamen wohl allerlei technische Kunstgriffe dazu, mit denen es gelang, aus der weichen, feurigflüssigen Masse allerlei Formen herzustellen, es zu blasen, ziehen, pressen, walzen, auch lernte man genau erkennen, welche der sieben Grundstoffe guten Glases man einzuschmelzen hatte, um eine bestimmte Sorte zu erhalten. Dabei blieb es aber auch. Weder lernte man, aus den alten Stoffen neue Glasarten herzustellen, noch versuchte man über



den engen Kreis der sieben Grundstoffe hinauszukommen. Im Jahre 1880 konnte man genau so wie 10<sup>er</sup> oder 200 Jahre früher nur Kieselsäure, Natron, Kali, Ka<sup>l</sup>, Bleioxyd, Zinnoxid, Eisenoxyd als Bestandteile des Glases; die endlose Zahl der anderen Elemente, die uns die Chemie kennen gelehrt hatte, blieb — wenn man von den ohne Folgen gebliebenen Ursachen des Engländers Harcourt abfiel — ohne jeden Einfluß.

Der Anstoß zum Umschwung — der denn auch gleich gründlich einsetzte — ging von der Physik aus, oder vielmehr von der Astronomie. Bekanntlich besitzt das Glas die Eigenschaft, mehrfarbiges Licht in seine Grundfarben zu zerlegen. Es würde also jeder Gegenstand, durch ein Fernrohr gesehen, unnatürlich vielfarbig erscheinen, wenn man dem nicht vorbeugen könnte. Das tut man, indem man solche Linse aus zwei Teilen zusammensetzt, deren Farberzeugung sich gegenseitig ausgleicht, so daß wieder einfarbiges, z. B. weißes Licht entsteht. Das gelang aber nur bis zu einem gewissen Grade. Es gelang wohl, beispielsweise die roten und die blauen Strahlen zum Zusammentreffen in einem Punkte zu bringen, alles andere aber fiel daneben, es entstand ein grünes, gelbes, violettes Bild für sich, die Folge waren farbige Säume um den betrachteten Gegenstand. Da trafen sich zwei Männer, die wie geschaffen waren, in ihrer Zusammenarbeit dieses Problem zu lösen. Prof. Abbe in Jena, der als optischer Physiker sich längst eines hervorragenden Rufes erfreute, und Dr. Otto Schott in Witten, der als Sohn eines Glashüttenbesitzers die Technik der Glaserzeugung von Grund auf kannte und in der „Chemie der feurigen Flüsse“ ein noch ganz unbeackertes Feld der Wissenschaft sah. Er versuchte bald als neues Element Lithium in die Schmelze einzuführen und sandte das neue Glas an Abbe zur Untersuchung. Leider war aber das Glas statt besser nur noch unbrauchbarer geworden. Ein Jahr lang dauerte es, bis Schott diese Enttäuschung verwunden hatte, dann machte er sich von neuem an die Arbeit. Mit Hilfe des preussischen Staates gründeten Abbe und er in Jena zunächst ein glastechnisches Laboratorium aus dem bald das heutige Glaswerk Schott u. Genossen hervorging. Zahllose Schmelzen wurden hier versucht, alle möglichen Elemente probiert. Aber das war noch nicht der Schwierigkeiten größte. Sie kamen erst, als man wußte, wo man einzusetzen hatte, da kam die „Dien-“, „Ziegel-“ und „Mährer“-frage dran. Und als man auch diese überwunden und die technische Herstellung neuer Gläser im großen in Angriff genommen hatte, zeigte sich, daß sie nicht genügend luftbeständig waren, die Oberfläche zerlegte sich. Mit eiserner Energie wurde auch dies Problem gelöst und die neuen Gläser, deren wichtigste Barium, Bor- und Phosphorsäure enthalten, der Physik und Technik zugänglich gemacht. Ein ganzer Erfolg lohnte die unendliche Mühe. Die heutige Vervollständigung der Fernrohre, Mikroskope und der photographischen Objekte, ja die Herstellung von Prismenferngläsern überhaupt, ist erst nach Erfindung der Jenaer Gläser möglich geworden.

### Kleines Feuilleton.

Die Wissenschaft der kinematographischen Bilder führte Prof. Dr. Donath dieser Tage den Besuchern der „Urania“ vor. Der und jener mochte enttäuscht sein, als er statt der flimmernden verheißenden weißen Wand eine offene Bühne erblickte, auf welcher der Vortragende inmitten einer Anzahl von Apparaten stand, die den Raizen an das Arsenal einer mittelalterlichen Folterkammer erinnern konnten. Das geheime Grauen schwand aber, als der Gelehrte zu reden begann. In freier Rede, wie sie nur die genaueste Kenntnis des vorgetragenen Gegenstandes ermöglicht, behandelte Prof. Donath sein Thema und ließ die Instrumente um sich her zur Illustration seiner Ausführungen Leben gewinnen.

Eine rotierende Lampe zeigte uns die Wirkung des Nachbildes im Auge. Wir sehen sie langsam sich in Bewegung setzen und dann ihren Lauf beschleunigen, bis wir an Stelle eines kreisenden Lichts im Dunkel der Bühne einen leuchtenden Kreis erblicken. So erfahren wir praktisch, daß unser träges Auge einen empfangenen Licht-eindruck festhält, sodas ein schnell bewegter Punkt für uns zur Linie wird. Aber auch andere optische Täuschungen, die alle der Kinematographie nutzbar werden müssen, führt uns der Vortragende vor. Auf die Wand wird ein weißer Strich projiziert wie dieser: / . Dann ein anderer wie der: \ . Beide Striche erscheinen abwechselnd, erst langsam, dann schnell. Und plötzlich haben wir das Bild eines schwingenden Pendels, obgleich alle Zwischenstufen zwischen den beiden Ausschlagsstellungen des angeblichen Pendels fehlen.

Dann erfahren wir, wie es gelungen ist, das Flimmern im Bilde zu vermeiden. Der kinematographische Aufnahmeapparat stellt 15 Bilder in der Sekunde her. Bei der Projektion auf die Leinwand wird hinter jedes Bild eine Dunkelpause eingeschaltet, während welcher der jetzt verdeckte Film weiter rückt. Das Nachbild im Auge dauert aber nicht lange genug an, um die Pause zwischen beiden Bildern zu überbrücken. Wir sehen ein blickamesles Aufstellen und Abdunkeln des Bildes, das erst beim 45maligen Wechsel in der Sekunde verschwindet. Schnellere Aufnahmen sind möglich, bergen aber die Gefahr einer Unterbelichtung des Films. Also bleibt man bei 15 Aufnahmen in der Sekunde und

schaltet dafür bei der Projektion noch weitere 16 Dunkel-pausen ein. Man hat dann 15 Bilder und 30 Dunkel-pausen, das Bild rückt aber erst bei jeder zweiten Verdunkelung vor. Nun verschmelzen die Bilder ineinander und das Flimmern ist vermieden.

In einem großen Holzmobell zeigte der Vortragende dann, wie der Film im Apparat während der Verdunkelungspause durch das „Matthieskreuz“ ruckweise weiterbefördert wird. Diese ruckweise Bewegung greift die empfindlichen Films sehr an und die Technik ist bestrebt, sie durch eine kontinuierliche zu ersetzen. Das kann dadurch geschehen, daß eine bewegte spiegelnde Fläche oder ein bewegtes Prisma jedes Einzelbild auf der Leinwand scheinbar zum Stillstand kommen lassen.

Nachdem so die Technik zu ihrem Rechte gekommen, griff Professor Donath im letzten Teile noch einmal auf die Theorie zurück. Wir sehen plastisch, weil wir zwei Augen benutzen und damit der Gegenstand gewissermaßen unklammern. Es gibt aber auch eine Plastik, die dem Einäugigen zugänglich ist. Das ist die Plastik des bewegten Bildes. Die Gegenstände des Vordergrundes wechseln ihren Platz rascher als die weiter hinten befindlichen. Durch diese Erfahrung gewinnt das kinematographische Bild mit seinen bewegten Figuren für uns eine Tiefe, die wir sonst nur bei Stereoskop-Aufnahmen wiederfinden. Amüsant war die kinematographische Wiedergabe eines kleinen Landschaftsmodells, das der Vortragende aus Spielzeugbestandteilen auf einer Drehscheibe aufgebaut und im Vorbeidrehen aufgenommen hatte. Wiese, Berg und Tal, Busch, Baum, Gehöft und Kirche heben sich derart natürlch in dem vorbeiziehenden Projektionsbild von einander ab, daß man sich im Wagen eines D-Fuges etwa durch das Thüringer Land eilend wühlte.

So schieden schließlich selbst die anfangs Enttäuschten befriedigt. Während die ernsthaften Zuhörer ein gut Stück wissenschaftlicher Belehrung auf dem Gebiete der praktischen Optik mit nach Hause nahmen, gingen die unentwegten Kinoverehrer in dem Bewußtsein, einen Blick hinter die Kulissen der Bühne oder besser der Leinwand getan zu haben, die für sie die Welt bedeutet. Und — Hand aufs Herz — welcher Theaterfreund läte nicht für sein Leben gern auch einmal einen Blick hinter die Kulissen?

### Kulturbilder.

Amerikanische Reklame. In Amerika werden sogar auf Grabdenkmälern Waren angepriesen. Ein Journalist hat — so liebt man in „Corriere d'Italia“ — auf dem Friedhof einer Stadt in Ohio mehrere solcher Grabsteinannoncen gefunden: „Unter diesem Steine ruht,“ heißt es auf einem Grabmonument, „Annie Hawkins. Sie starb aus Gram darüber, daß sie ihre Schönheit verloren hatte; das wäre ihr nicht passiert, wenn sie jeden Abend vor dem Schlafengehen ihr Gesicht mit der Seifencreme von H. S. Cartes und Sohn eingerieben hätte. Zu haben in allen besseren Apotheken.“ Eine andere Inschrift lautet: „Hier ruht Eduard Mac Kremer; er starb plötzlich, nachdem er den Lauf eines Parfimon-Revolver, der von allen, die dieses Gemmetal vor der Zeit verlassen wollen, bevorzugten Kaffe, an die Stirn gesetzt hatte.“ Auf der Vorderseite eines noch seine Gesichtslöslichkeit ausfallenden Grabdenkmals liest man: „Hier soll bereinst Joe Baumstamm, von der wohlbekanntesten Firma Baumstamm und Chepp, Gardinen und Stores, der er heute zur Freude aller seiner Kunden noch persönlich vorsteht, den ewigen Schlaf schlafen.“ Daß solche Reklameinschriften auf Grabsteinen von den Behörden geduldet werden, wird man in Europa, wo man allerdings noch nicht so weit vorgeschritten ist wie in Amerika, nicht recht verstehen.

Eine nicht ganz so sonderbare und darum auch etwas sympathischere Form der Reklame hat ein New Yorker Schneider er-fonnen, um dem Publikum die von ihm angefertigten Kleidungsstücke zu empfehlen. Ein magerer, lang ausgeschossener, fast 2 Meter hoher Herr steht auf dem Bürgersteig einer verkehrsreichen Straße und schaut mit unruhiger und unentschlossener Miene um sich, wie jemand, der gern auf die andere Straßenseite hinüber möchte, sich aber durch die langen Wagenreihen nicht hindurchzuwinden wagt. Ganz plötzlich aber nimmt er, mit der ganzen Unvorsichtigkeit ängstlicher Leute, die sich endlich, aber natürlich zu unrichtiger Zeit zu etwas entschließen, einen Anlauf und steht in dem Augenblick, wo die Gefahr am größten ist, mitten zwischen den nach allen Richtungen jagenden Straßenbahnen und Automobilen; die Wagenlenker schimpfen und fluchen, und die Guppen der Autos lassen Hagende Warnsignale ertönen. Die „Policemen“ eilen herbei, um den Unglücksamenschen aus dem Wagen-gewirr herauszufischen, und hemmen den ganzen Verkehr. Diesen Augenblick benutz ein kleines, dickes Kerlchen, das unter gewaltigen Anstrengungen eine prächtige Bulldogge an der Leine hält, um gleichfalls über die Straße zu gehen. Im nächsten Moment aber hat sich der Hund von der Leine losgerissen und grimmig auf die Beine des langen, mageren Herrn gestürzt; mit der ganzen Kraft ihrer Zähne zerrt die Bulldogge an den Hosen des Riesen herum, während der dicke Herr schreiend und brüllend den Hund zurück-zurufen sucht. Der magerere Herr aber steht, ein Fels im brausenden Meere, ruhig da und hilft galant zwei Damen, die in einen Straßenbahnwagen einsteigen wollen. Dann dreht er sich um und nimmt ein Rädchen Reklamezettel aus der Tasche, um sie zu ver-teilen. Auf diesenzetteln steht geschrieben: „Kauft eure Hosen beim Schneider K. . . sie sind ungeretzbar.“